

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

85. Sonnabend, am 22. October 1836.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Das materische und romantische Deutschland. In zehn Sectionen, mit 260 Stahlstichen. Leipzig, G. Wigand. 8.

Ein dem Vaterlande Ehre bringendes Unternehmen, zu welchem sich jedoch schon so viele Theilnehmer gefunden haben, daß dessen Erfolg bereits gesichert ist. So findet das wahrhaft Nationale überall Ansprache, und Gediegenheit wie Eleganz mit möglichster Billigkeit verbunden, erwerben sich den allgemeinsten Beifall.

Zehn Abschnitte sind es, welche die Verlags-Handlung nach und nach verspricht, und sie macht mit der

Romantischen Wanderung durch die sächsische Schweiz, von A. Tromlitz, den Anfang. Von den dazu gehörenden 30 Stahlstichen bringt das erste vor uns liegende Heft deren drei, welche zu den vorzüglichsten gehören, die wir irgend wo gefunden haben. Sie geben zwei Ansichten von Dresden und eine von Bohmen und sind von Carter, Payne und Philbrowe nach den Zeichnungen von E. Richter und Otto Wagner gestochen. Gleichen alle Stahlstiche dieses Werkes diesen drei — und dies ist nach den Versicherungen des Verlegers gewiß zu erwarten, — so kann es mit allen englischen Erscheinungen ähnlicher Art nicht nur wetteifern, sondern wird sie noch übertreffen.

In dem Texte dazu, von welchem stets anderthalb Bogen auf dem schönsten Papiere und nettestem Drucke in jedem Hefte zu finden, läßt Tromlitz einen jungen, aus Sachsen abstammenden Norweger sein früheres Vaterland wieder auffuchen, und nun namentlich die sächsische Schweiz, als seiner Vaterstadt Pirna nahebelegen, bereisen. Durch diese glückliche Wendung erhalten die Beschreibungen eine eigenthümliche Färbung und einen romantischen Einschlag, der nicht ohne Interesse ist.

Außer Sachsen aber sollen uns in den einzelnen Sectionen noch Schwaben, Franken, Thüringen, der Harz, das Riesengebirge, Steiermark und Tyrol, die Donau, der Rhein und die Ost- und Nordsee auf dieselbe Art bildlich vorgeführt werden, und wie zweckmäßig die Führer selbst dabei ausgewählt worden, geht aus den Namen, G. Schwab, v. Heer-
gen, E. Bechstein, Blumenhagen, Raupach, Herloßsohn, Duller, Simrock, Mohnicke und Starkloff, hervor, denen, als in jenen Gegenden heimisch, nach der Reihenfolge die Bearbeitung des Textes für dieselben übertragen worden.

Wir sehen mit Vergnügen dem gesicherten wie dem gleich trefflichen Fortgange dieser Unternehmung entgegen.

Th. Hell

Lorentino von Medici. Trauerspiel von Wilhelm Plate. Bonn, bei König und van Bocharen. 1836. 8. S. VI. und 230.

Der Verf. versichert in der Vorrede, daß dies Trauerspiel nur deshalb früher im Druck als auf der Bühne erschienen sei, weil die tiefe Trauer über den Tod einer durchlauchtigen Fürstin Deutschlands die Aufführung verschoben habe. So gern ihm, als einem wahrscheinlich zum ersten Mal auftretenden Autor, Ref. nun diesen Glauben gönnen würde, so muß er doch seine Ueberzeugung dahin aussprechen, daß schwerlich jemals eine Aufführung stattfinden werde. Dazu ist dieß Drama bei weitem zu wortreich und bei weitem zu arm an Allem, was auch nur zum leidlichen Gelingen einer theatralischen Darstellung erfordert wird; dazu scheint der Verf. viel zu unbekannt mit aller Theater-Praxis.

Die Verse sollen Jamben seyn, sind aber oft als solche nicht zu scandiren, oft nicht einmal zu verstehen, z. B. S. 25.

„Der Mann ist nicht, was er zu sein begehrt.
Sein Namen ist hier unbekannter Schall,
Doch sein Gedanken hört hier Wiederhall.“ (?)

Den Motiven mangelt es nicht an Originalität, nur gestaltet sich diese ziemlich fetsam. So wird z. B. die Entdeckung eines Mords dadurch bewirkt, daß Herzog Alessandro vor seiner Ermordung einem der bei der That Betheiligten den kleinen Finger sammt daran steckenden Ringe abgebissen und im Munde behalten hat; so wird ein sonst als fein fühlend geschildertes Weib darüber erbittert, daß ihr Gemahl mit einem Fremden ins Geheim unterhandelt und ihr den Grund davon nicht entdecken will, und beschließt, sich deshalb zu rächen. Die Rache ist nach S. 117 diese:

Antonio.

Wollt Ihr mir die Gunst der Wiederkehr gestatten?

Flora.

Bereitet selbst Euch die Gelegenheit,
Nur schonet mich und Euch. Und eh' Ihr scheidet:
Wer seid Ihr: Fremdling hier, wie wir? o sagt
Mir Euern Namen!"

Der schöne Druck wäre manchem besserem Werke zu wünschen.

Friedrich. Ein Roman von Sigismund Wiese. Leipzig, bei Brockhaus, 1836. 8. S. 294.

Will man diesen Roman mit wenig Worten charakterisiren, so muß man ihn zu den theologisch-philosophisch-politischen rechnen. Er beginnt fast in apokalyptischem Tone und man wird verleitet, einer Variation des Fausts entgegen zu sehen; es kommt aber ein Welt-Reformator, der Führer einer neuen Colonie und Stifter eines neuen Staats, eine Art von D. Francia, zum Vorscheine. Der äußern Haltung nach gehört das Buch zu den Ueberschwänglichen, wie sie seit einiger Zeit in Cours gekommen sind; Ueberfättigung, Unzufriedenheit mit Allem, Zerrissenheit des Gemüths, Geringschätzung der Ehe, ein wenig Giftmord, wenn auch nicht Rechtsfertigung, doch Entschuldigung der Pflichtwidrigkeit und des Verbrechen, daneben wieder in sehr sonderbarer Zusammenstellung etwas Pietismus, sind auch hier die Ingredienzien. Neue, eigenthümliche Ansichten des Verf. haben wir nirgends gefunden; indeß verräth er allerdings Anlagen, die künftig auf Gediegenes hoffen lassen.

Der Geächtete. Geschichtlicher Roman aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Von H. C. R. Welani. 3 Theile. Frankf. a. M. bei Sauerländer, 1836. 8. S. 224. S. 210. S. 218.

Es gereicht diesem Buche scheinbar zum Vortheile, daß man gleich vom Anfange herein so guten Klang habenden Namen, wie Carl von Bourbon, Frundsberg, Berlichingen, Sickingen, Schärtling und Hutten begegnet, aber dieß erregt auch Erwartung auf eine Geschichte, welche man, obwohl in dichterisches Gewand gekleidet, dennoch wenigstens während des Lesens für wahr halten könne; auch würde schon Frundsberg allein herrlichen Stoff zu einer historischen Novelle liefern. Allein hier wird diese Hoffnung getäuscht; die Entwicklung ist nur allzusehr romanhaft, indem sich sowohl der Hauptheld, anfänglich ein wilder Raubritter, als dessen Geliebte, beide als geraubte Kinder ergeben, ersterer als Sohn Carls von Bourbon und der Herzogin von Angoulême, der Mutter vom König Franz I., letztere als Tochter des tapfern Frundsberg. Daß gedachte Herzogin

dem Comtable ihre Zuneigung geschenkt haben, aber von ihm verschmäht worden seyn soll, ist allerdings von einigen Schriftstellern behauptet worden, und so könnte man die erstere Annahme in einem historischen Romane wohl entschuldigen; allein beide Annahmen sind einander so gleich und die ganze Haltung so modern, daß, wenigstens wer Reifners Gesch. Georgs und Caspars von Frundsberg kennt, hier unmöglich zu einer poetischen Täuschung gelangen kann.

Gegen die Darstellung des Sittengeschichtlichen aus jenem Zeitalter ist wenig einzuwenden; nur, wo der Verf. die Personen redend einführt, verfällt er in den, freilich auch bei andern, zum Theil sehr beliebt gewordenen Schriftstellern dieser Art nicht seltenen Fehler, daß nicht die Personen, sondern der Verf. zu sprechen scheinen. So redet, um nur einen Beleg anzuführen, Kunigunde, die freilich nach Th. I. S. 106 „die Laute gespielt, dazu gesungen und Gedichte voll Blut und Liebe improvisirt haben soll,“ Th. I. S. 141, Th. II, S. 84 und sonst, von: Weihe der Kraft, von Idylle, von romantisch — Begriffe und Wörter, die schwerlich in jenem Zeitalter einem Frauenzimmer in den Sinn gekommen sind. Daß dagegen die hie und da eingewebten Strophen aus wirklich gleichzeitigen Liedern, z. B. aus dem auf und von Frundsberg selbst gedichteten, wunderbar abstechen, ergibt sich von selbst.

Lesern, welche Unterhaltung suchen, wird das Ganze gnügen. Der Druck ist anständig, nur oft durch Druckfehler verunziert.

F. Kind.

Portfolio eines deutschen Journalisten. Erster Theil. Darmstadt, bei Leske. 1836.

„Die Leser zu unterhalten, ist mein Hauptzweck. Das Ganze besteht nur aus flüchtigen Reiseskizzen“, sagt der ungenannte Verfasser in der Vorrede, und wir bezeugen ihm gern, daß er den angegebenen Zweck erreicht hat. Der Autor ist ein angenehmer Erzähler, ein unterhaltender Gesellschafter, mit dem man gern, von Warmbrunn aus, durch die Schweiz, und von dort bis Mainz zurück wandelt, ohne einen Augenblick Langeweile zu empfinden. Wenn wir im ersten Augenblicke, als wir inne wurden, es mit einer Schweizerreise zu thun zu haben, einen tiefen Seufzer ausstießen, und nun an die Abhaspelung des alten Knäuels zu gehen dachten, indem wir mit Ergebung zugleich das alte Ragout von Gletschern, Wasserfällen, prellenden Gastwirthen, dicken Oberhaslithalerinnen, und dünnen Engländerinnen zu uns nehmen wollten, wurden wir im zweiten angenehm überrascht, von Allem diesen nur blutwenig vorzufinden. Der Autor spricht von tausenderlei Dingen — ja wenn man es ge-

nau betrachtet, ist auch wenig Neues darunter — aber er plaudert so angenehm, daß man ihm gern ein williges Ohr leiht. Was uns besonders für ihn eingenommen hat, ist, daß aus jeder Zeile der aufrichtige Wunsch hervorleuchtet, die Wahrheit, die ganze Wahrheit — ein seltenes Ding in unserer Zeit — zu sagen, und daß er selbst dem bösen Feinde Gerechtigkeit widerfahren läßt. Sein unbefangenes Urtheil bewährt sich überall. Vorzüglich tritt es aber bei der Beschreibung des Freiburger Jesuiteninstituts hervor. — Was er über die politischen Partheien in der Schweiz, über die dortigen Zeitungen und Journale, über die Polen, über das Treiben der deutschen Flüchtlinge, und die dortige allgemeine Verachtung der Letztern, sagt, ist so bemerkenswerth als tüchtig, und gewinnt durch seine augenscheinliche Partheilosigkeit. — Nachdem wir aber nun die gute Seite der Schrift — die wir gern und mit Ueberzeugung empfehlen — hervorgehoben haben, können wir auch die Schattenseite nicht unerwähnt lassen. Der Verfasser theilt hier und da Anekdoten mit, die nichts weniger als verbürgt sind und die er darum hätte unerwähnt lassen sollen. Hier nur ein Beispiel. Er sagt S. 192: „Ich habe aus achtungswerther Quelle, die freilich höchst unglaubliche Nachricht, daß (hier nennt er einen allgemein geachteten Dichter) sich irgendwo der Worte zu bedienen geruht hätte: Schiller war einmal zu seiner Zeit ein guter Dichter.“ Und nun spricht sich der Verfasser über einen wackern Mann, den Alle, die ihn kennen, hochschätzen, auf die härteste Weise aus. — Was wird der Verf. dazu sagen, wenn wir behaupten, daß wenn der Genannte nicht mißverstanden, oder eine hingeworfene Aeußerung nicht aus ihrem Zusammenhange gerissen worden ist, ihn seine achtungswerthe Quelle belogen hat. — Der Angegriffene ist einer der eifrigsten Verehrer Schillers, wie wir genau wissen, und uns täglich davon zu überzeugen Gelegenheit haben; der Autor hat ihn mithin, auf mehrfache Weise, ganz unverdient gekränkt. — Wie leicht kann noch Aehnliches bei mehreren mitgetheilten Anekdoten vorkommen. — Eben so können wir nur mißbilligen, daß der Autor in der Vorrede äußert: „daß Alles, was in dem Buche sich auf Politik beziehe, seine innigste Ueberzeugung sei, und daß ihn kein Ereigniß bewegen solle, diese als irthümlich anzusehen, obgleich das Einsehen von Irthümern jetzt an der Tagesordnung wäre.“ — Wozu dies? — Was ist denn des Autors Ueberzeugung? — Die, jedes rechtlichen Mannes. — Warum also diese Art von Captatio benevolentiae? — Das fehlte noch, daß ein solcher sich entschuldigen müßte, daß er kein Lump sei! —

G. v. W a c h s m a n n.

Theorie der Schauspielkunst, von Thurnagel.
Heidelberg. Universitäts-Buchhandl. 1836. 8. S. 312.

In unsern Tagen, wo die eigentliche Schauspielkunst so augenscheinlich ihrer gänzlichen Vernichtung entgegen geht, ist eine Theorie derselben eine befremdende Erscheinung. Was soll uns die Theorie, wo wir keine Praxis mehr haben. Im ganzen weiten Vaterlande giebt es ein einziges Theater, wo die eigentliche Schauspielkunst cultivirt wird: das Hofburgtheater in Wien; an allen übrigen Bühnen ist sie ein Surrogat, eine Lückenbüßerin der allmächtigen Oper und nährt sich mühsam von den Brodsamen, welche diese übermüthige Herrscherin von der reichen Tafel fallen läßt. Die Theorie baut auf und befestigt; wir müssen einreißen und zerstören; wirklich nur der Radikalismus kann die Schauspielkunst wieder erheben. Ohne eine Lokalreform, eine Vernichtung des ganzen gegenwärtigen Theaterwesens mit aller seiner Unnatur, Verschwendung, Geschmacklosigkeit und sinnlich-groben Tendenz giebt es keine Schauspielkunst mehr. — Mit diesen Betrachtungen soll jedoch dem Verf. nicht zu nahe getreten werden; sein Streben verdient vielmehr um so eher Anerkennung, da er in dieser trostlosen Zeit Muth und Ausdauer dazu hatte, ohne irgend eine äußere Anregung zu erhalten, oder nur eine gerechte Theilnahme erwarten zu dürfen; denn er, der seit vielen Jahren Thalia's Priester ist und die deutsche Bühne in allen Epochen beobachten konnte, weiß am Besten, wie viel unsere heutigen Schauspieler auf die Theorie geben. Daß der Verf. wohl geeignet ist, seinen jüngern Collegen einige theoretische und praktische Lehren zu geben, das hat er bereits in seinem 1825 erschienenen „Versuch einer systematischen Anleitung zur Deklamation“ bewiesen und klarer noch tritt es in dieser „Theorie“ hervor. Sie bespricht alle Eigenschaften und Erfordernisse des Künstlers in systematischer Ordnung und mit möglichster Vollständigkeit; alle Lehren sind auf genaue Kenntniß der Sache und praktische Erfahrung begründet und einfach-faßlich dargestellt. Man kann nur wünschen, daß das Buch in der Theaterwelt ganz allgemein verbreitet werde und daß besonders die zahlreichen jungen Leute, die bei einem verschulden Lebensplane gleich das Theater als Nothanker ergreifen und glauben, für die Bühne seyen sie jederzeit gut, das beherzigen möchten, was der Verf. S. 23 ff. über die nothwendigen Vorkenntnisse zur Schauspielkunst sagt. Das Buch ist in einem einfach-belehrenden, aber nicht trocknen Tone geschrieben und hat ein freundliches Aeußeres.

Seo.

Zeitschriften = Musterung.

XXXVII.

Wollten wir die hämischen, maaslosen, auf Erdich-
tung und Verdrehungen beruhenden Ausfälle gegen die
Abendzeitung in Nr. 235. von

Unser Planet

in gleichem Ton erwidern, ja es nur der Mühe für werth
achten, sie zu widerlegen, so würden wir ganz die Haltung
aufgeben müssen, welche wir bisher trotz alles Bellens
und Berunglimpfens der Uebelwollenden beobachtet zu haben
uns schmeicheln, und die man immerhin, wie dort gesche-
hen, mit dem Namen Aristokratismus bezeichnen möge, so-
bald man die schöne, edle Ableitung dieses Wortes von
αριστος und κρατος annimmt, denn Pöbelherrschaft
wie Pöbelurtheil ist uns stets wie jene verhaßt, so dieses
gleichgültig gewesen. Der pseudonyme Verfasser (Goldschmied)
der zu jenen allgemeinen Berunglimpfungen Veranlassung
gebenden Anzeige dreier Hartmann'scher Verlagsartikel, mag
es übrigens über sich nehmen, dem ebenfalls verkappten
E. Seidlitz, dessen Incognito für uns aber übrigens längst
keines mehr, mit offenem Visire entgegenzutreten, wir
selbst sprechen hier das letzte Wort über diese Angelegen-
heit, zeigen aber sogleich unsere Unpartheilichkeit gerade da-
durch, daß wir anerkennen, wie in den vor uns liegenden
Nummern 213. bis 236. des Planeten gerade recht viel
Anziehendes und Lobenswerthes zu finden sey. Dahin rech-
nen wir besonders die treffliche Erzählung von Hugo
Hagenborff, die Schweden vor Zeitz, worin
Sprache und Haltung, treue Vertlichkeit und wahre Cha-
rakteristik gleich vortheilhaft vor manchen ähnlichen Arbei-
ten aus der Zeit des 30jährigen Krieges sich auszeichnen.
In gleicher Zeit spielt auch die Novelle von Franz
Fislinger, der Schwur, und dem Anfange nach zu
urtheilen, der uns lediglich vorliegt, scheint der wohl-
bekannte Dichter auch auf dieses Feld nicht ohne Frucht
seiner Saamen auszustreuen. Belehrend, geistreich und
unbefangen sind die verschiedenen mit Schutz unterzeichne-
ten Aufsätze, so wie auch das Gedicht desselben, Spre-
chen und Schreiben, voll ächten Humors. Endlich
gratuliren wir jeder Zeitschrift zu Berichterstattem, wie
Franz Dingelstedt in Nr. 236. über Cassel. Merk-
würdig ist Nr. 230. die Vergleichung der deutschen Origin-
alstelle mit der in den Brockhaus'schen Blättern für liter.
Unterhaltung befindlichen ins Deutsche zurück übersetzten
englischen Uebersetzung, doch scheint es uns, als ob nur

Anfang und Ende zu dieser sogenannten Räbezahls-
Neckerey Veranlassung geben könnten. Gegen die mit
N. Vogl unterzeichneten, allerdings etwas derben zah-
men Spaziergänge eines Wiener Poeten hat
der bekannte Dichter Johann N. Vogel in mehreren
Zeitschriften bereits protestirt.

In Nr. 155—157. giebt uns

der Gesellschafter

aus dem Gubisch'schen Volkskalender eine Reihe
von Holzschnitten zum Besten, die zu dem Aufsatz dar-
inn, Satan in Röhren, gehören. Sie sind mit Laune
und Geist ausgeführt, besonders der schwermüthige Teufel
auf dem zweiten Schnitte, passen auch hieher recht gut, ob
aber in einen Volkskalender, haben wir an dieser
Stelle nicht zu beurtheilen. Das treffliche Werk des Hof-
rath Dr. Carus über den Rhein und Paris hat zu Aus-
zügen in Nr. 157. u. flg. billige Veranlassung gegeben,
nur hätte der Titel eben dieses Werks selbst genannt und
angeführt werden sollen; das ist man dem wackern Verleger
schuldig. Ueber Balzac's Buch der Mystik hat doch
wohl Nebenstein sich etwas zu breit, obschon geistreich
ausgelassen, auch ist es sonderbar, daß man erst jetzt davon
spricht und zwar nach einer zweiten Uebersetzung, da wir
doch namentlich Seraphita in unsern Exoteren viele
Monate vorher bereits mittheilten.

In der

Zeitung für die eleg. Welt, Nr. 189. flg.

wird bei Gelegenheit des Cramerschen, bei Brockhaus
erschienenen, Werkes, über Maria Aurora, Gräfin
von Königsmark ausführlicher gesprochen, auch haben
wir einer gründlichen Beurtheilung der Mundtschen
Dioskuren rühmlich zu gedenken. Die Uebersetzung
der Riego-Hymne aus dem Spanischen, von J. B. v.
Zahlhas, im Vermaas des Originals ist ein kleines
Meisterstück von Treue und Gewandtheit. Die Erin-
nerungen eines Sommeraufenthaltes in
Algier, von Dr. Moritz Wagner, schildern An-
ziehendes und versprechen mannigfache Belehrung bei
lebendiger Unterhaltung. Nutzen müssen wir bei so vielem
Guten aber den seurilen, oder wenn er dies nicht seyn
soll, völlig müßigen Seitenblick bei Erwähnung des ehe-
lichen Verhältnisses der nun leider in der Blüthe der
Jahre der Kunst und ihren Verehrern entrißenen Meli-
bran, am Schlusse von Nr. 193.

Th. Pell.